

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 57 (2014)

Artikel: Gugelmann - lange Zeit der grösste Arbeitgeber in Roggwil : die Ausstellung "Weisch no" im Dorfspycher

Autor: Bosch, Arby

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gugelmann – lange Zeit der grösste Arbeitgeber in Roggwil

Die Ausstellung «Weisch no» im Dorfspycher
Arby Bosch

Der 1. März 1958 hat sich in meinen Erinnerungen unauslöschlich eingegraben: Morgens mit dem Zug von Olten her kommend, sah ich zum ersten Mal die grosse Tafel «Gugelmann». Imposant war der Eindruck der ganzen Fabrik, im Kontrast zu der Stille, die mich umgab, denn ich merkte erst jetzt, dass ich die einzige Person war, die auf dem Bahnsteig stand. Ich stammte aus der Ostschweiz und hatte dort nach der Schule als Praktikant und Volontär 2,5 Jahre in einer Weberei gearbeitet. Begleitet wurde die praktische Berufsausbildung durch einen Tag pro Woche in der Textilkunstschule in St.Gallen. Danach bildete ich mich in der Textilfachschule in Wattwil während drei Semestern zum Dessinateur (heute Designer) weiter, wobei ich auch in der Studentenverbindung «Textilia» mitmachte. Damals rekrutierten die Textilbetriebe aus der ganzen Schweiz ihr Fachpersonal aus den Absolventen der Fachschule in Wattwil. Unter diesen war deshalb die Spannung gross, ob sich ihnen eine Stelle anbot. Ich wurde von der Firma Gugelmann kontaktiert, was für mein Diplom als Jacquard-Dessinateur der würdige Abschluss war.

So stand ich am Morgen des 1. März 1958 also am Bahnhof Roggwil. Nun folgte eine Zeit, die jeder als neuen Abschnitt im Leben bezeichnen würde. Alles war neu, das Sammeln von Erfahrungen konnte beginnen. Die nun folgenden Schilderungen basieren alle auf persönlichen Erlebnissen – um es vorwegzunehmen: Es waren schöne und sehr interessante fünfzehn Jahre, die ich in dieser Firma erleben durfte; aber die von vielen Leuten prophezeite «Lebensstelle» sollte es doch nicht werden.

Durch die grosszügige Einstellung der Firmenleitung zu allem Neuen waren für die eigenen Ideen meines Berufes alle Türen und Tore offen und einer Entfaltung im kreativen Sinne keine Grenzen gesetzt. Schon bei meiner Anstellung wurde mir auch eine Wohnung zugesagt, doch zu Anfang war ich mit einem Zimmer als Unterkunft zufrieden. Ich erlebte

Der Autor als Dessinateur.
Aus der Reportage in Ringiers
Unterhaltungsblätter 1963
(vgl. S. 201 ff.)

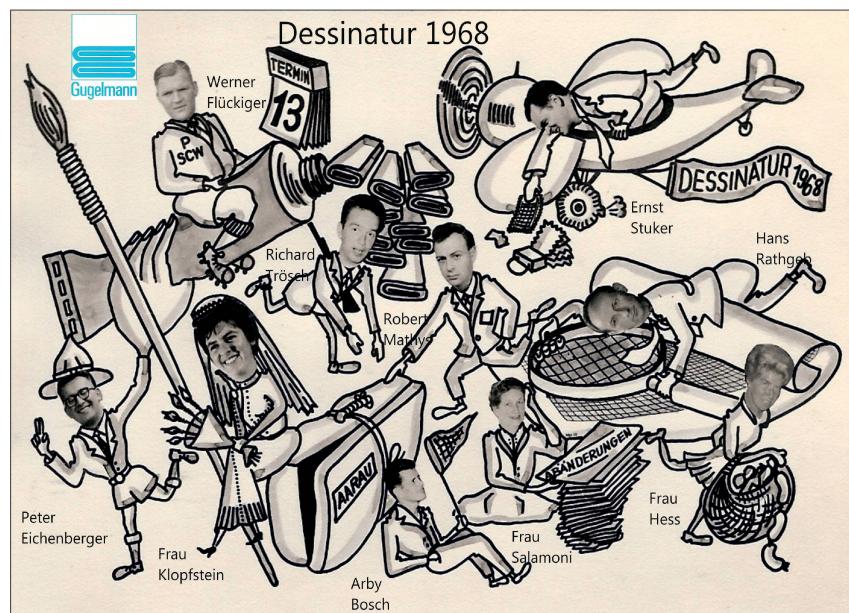
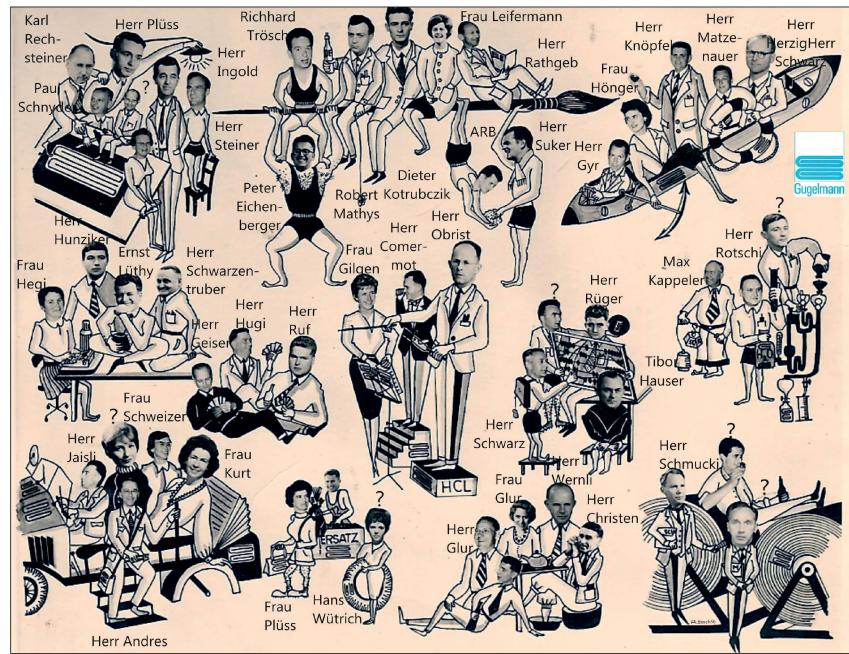


die Zeit, als das Personal mit firmeneigenen Fahrzeugen zur Arbeit und wieder nach Hause geführt wurde, denn noch besass nur ein kleiner Teil der Arbeiterschaft ein eigenes Auto. Das gab zu allen Wechselzeiten ein reges Kommen und Gehen. Eindrücklich war aber auch der Zustrom zu Fuss und mit den Velos, da sprach man schon einmal im Scherz von einer Völkerwanderung. Am eindrücklichsten waren die Heimfahrten am Mittag und am Abend. Doch vor allem über den Mittag war die Zeit, um zum Essen nach Hause zu fahren, je nach Arbeitsweg doch eher knapp bemessen. Einen treffenden Satz sagte mir einmal ein Chauffeur: «Wenn ich mit meinem Car zu spät komme, sind 40 Leute nicht zur rechten Zeit bei der Arbeit.»

Durch den Bau von Kantinen bot Gugelmann schon in früheren Zeiten die Möglichkeit, sich am Arbeitsplatz zu verpflegen. Noch heute steht das Wohlfahrtshaus, das günstige Verpflegung anbieten konnte. Trotzdem konnten sich damals nicht alle eine Mahlzeit dort leisten. Viele Familien waren auf Selbstversorgung eingestellt, was zumeist Kosten für auswärtige Verköstigungen nicht zuliess. Diese damals einfache Lebensweise hatte trotz auch unliebsamen Erscheinungen grosse Vorteile, vor allem für den Zusammenhalt in der Familie. Wenn man bedenkt, dass in dieser Zeit um Lohnerhöhungen von 50 Rappen in der Stunde gekämpft wurde, wird auch klar, dass ausserhäusliche Verköstigungen kaum ein Thema waren. Dies ist auch bei den Oberaargauer Häusern sichtbar, denen die

In den 1960er Jahren stellte der Autor Porträts der Gugelmann-Mitarbeitenden zu Cartoons zusammen.

Oben: Direktion;
unten: Dassinatur



Gugelmann-Mitarbeiter treu blieben. Sie waren durch den Anbau eines Scheunenteils zur Kleintierhaltung bestens geeignet. Am häufigsten wurden Kaninchen, Ziegen sowie Schafe, seltener einzelne Kühe gehalten. Diese Selbstversorgung bedingte auch grossen Umschwung für Gärten und Grasflächen, es war damals üblich, noch Pflanzflächen in Pacht zu bewirtschaften. Dies alles brachte es mit sich, dass nach der Arbeit keine freie Zeit mehr zur Verfügung stand, sie wurde vollumfänglich für die Selbstversorgung eingesetzt. Obschon die Textilindustrie eine Tieflohnbranche war, kamen die Gugelmann-Arbeiterfamilien so zu einem bescheidenen Wohlstand, besonders weil sich die Selbstversorgung mit der Schichtarbeit kombinieren liess. Man lebte bescheiden, aber zufrieden. Die Firma Gugelmann trug dem Rechnung und engagierte sich ihrerseits mit Gemeinschaftseinrichtungen. So verfügten nur wenige Häuser über ein Bad, weil es als Luxus angesehen wurde. Ausnahmen galten für Familien mit drei und mehr Kindern, denen eine Subvention zugesprochen wurde. Für die andern stellte die Firma Räumlichkeiten mit acht Duschen und zwei Badegelegenheiten gegen eine kleine Gebühr zur Verfügung. Wie ich selber feststellen konnte, wurden diese Wasch-Möglichkeiten intensiv benutzt.

Antriebsrad für eine Querreihe von Webstühlen, 1880



Färb- und Bleichapparate, 1880



Websaal mit
Transmissionsantrieb, 1918

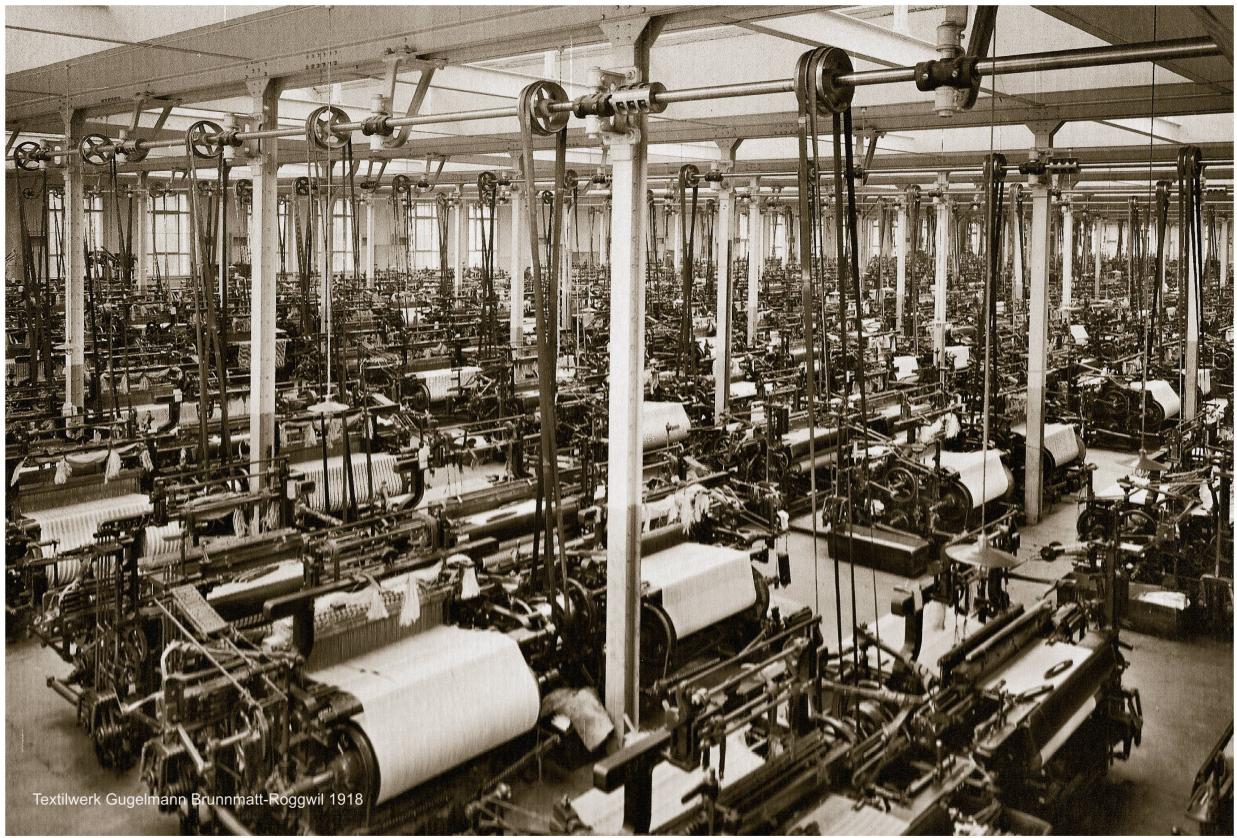


Websaal der Firma Gugelmann, Brunnmatt-Roggwil 1918

Als ich meine neue Arbeitsstelle antrat, erhielt ich die Gelegenheit, eine Woche lang alle Gugelmann-Textilbetriebe zu besichtigen, – und dies war lehrreich. Neben der Brunnmatt in Roggwil gehörten dazu die Spinnerei in der Felsenau in Bern und die Tuchfabrik in Langenthal mit den Verwaltungsgebäuden, den Direktions-, Sekretariats- und Verkaufs-Büros. Es war allerdings schon damals kein Geheimnis mehr, dass die Spinnerei in der Felsenau nach Roggwil überführt, sowie die Tuchfabrik in Langenthal stillgelegt würde. Weil aber der Plan für den Neubau einer der modernsten Spinnereien in der Brunnmatt bestand, keimte trotzdem auch eine neue Hoffnung für die Zukunft.

Dass nicht alle sozialen Gedanken der Firma auf Wohlwollen der Mitarbeiter stiessen, kam beim Versuch, die Pensionskassen der Arbeiter, Meister und Angestellten zu einer Kasse zusammenzufügen, voll zum Ausdruck. Obschon der Vorschlag eine Vereinfachung brachte, spielte dabei auch etwas Selbstnutzen von Seiten der Firma mit. Jedenfalls wurde der Antrag der Firmenleitung an einer Abstimmung im Bären in Langenthal abgelehnt.

Wert legte Gugelmann auch auf eine Rekrutierung der Mitarbeiter in der Region und ihre Förderung im Betrieb. So konnte ein Stuhlputzer zum Zettelaufleger, nach einigen Jahren sogar zum Webermeister aufsteigen. So kam man an gute Arbeitskräfte und konnte die Fluktuation niedrig halten. Gerade die vielen langjährigen Mitarbeiter mit 20, 25, 40 oder sogar 50 Jahren Betriebs-Zugehörigkeit zeigten ganz deutlich das Ergebnis solcher Eigenschulungen und des sozialen Entgegenkommens. Zu diesen Erfolgen dürften aber auch die verschiedenen Angebote an sportlichen Tätigkeiten, wie Tischtennis oder Fussball, aber auch die Firmenwohnungen und -häuser beigetragen haben. Ab 1950 wurden Dienstjahres-Jubilare auch zu Reisen eingeladen. Mir ist auch zu Ohren gekommen, wie geschulte Webermeister auf Firmenkosten sogar Kurse in der heutigen eidgenössischen Textilfachschule in Wattwil besuchen konnten. Nicht verschwiegen sei die Tatsache, dass durch ein gegenseitiges Abkommen mit der Weberei Künzli in Murgenthal ein personeller Wechsel zwischen den beiden Betrieben nicht möglich war.

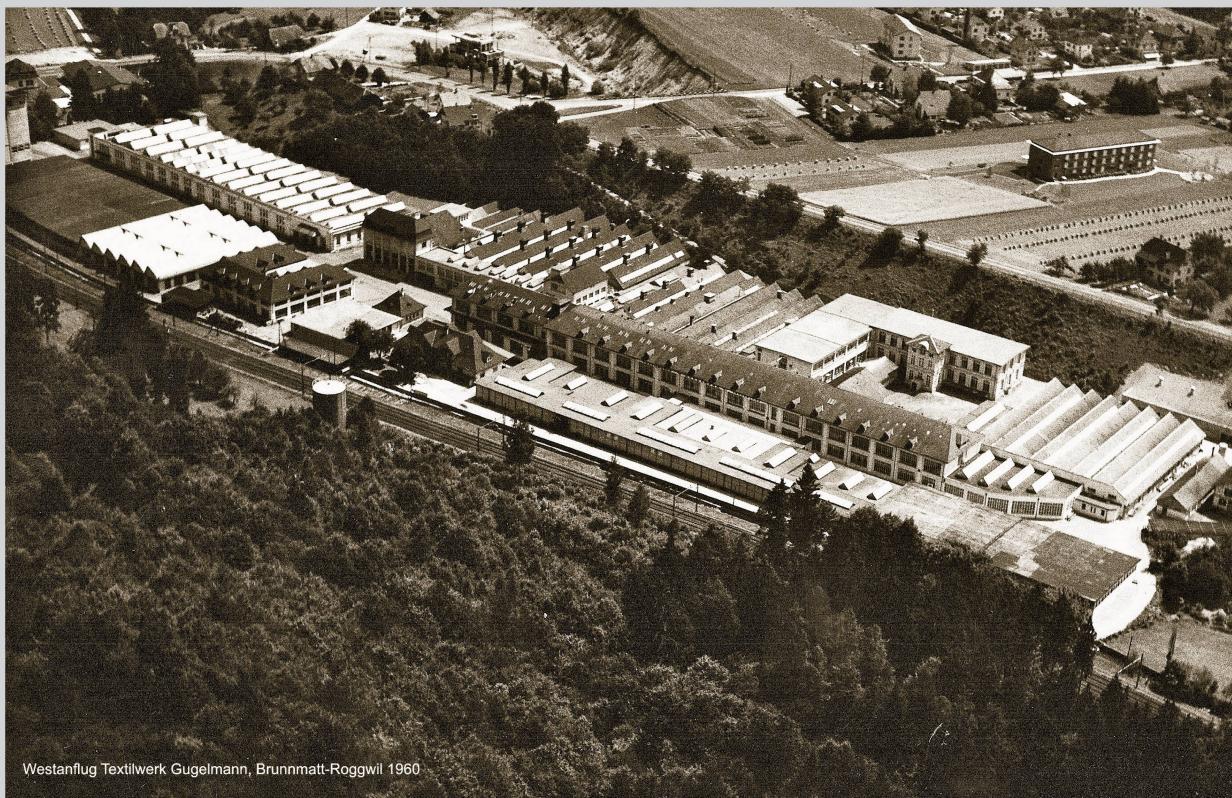


Textilwerk Gugelhann Brunnmatt-Roggwil 1918

Websaal mit Transmissionsantrieb, 1918

Die Textilwerke Gugelmann

Die Textilwerke Gugelmann wurden 1863 von einem Konsortium um den Langenthaler Bärenwirt Johann Friedrich Gugelmann in der Brunnmatt bei Roggwil gegründet. An diesem Konsortium waren anfänglich auch Gugelmanns Schwiegervater und Schwager, Johann Hartmann-Künzli und Arnold Künzli, beteiligt, die in der Moosmatt in Ryken (heute Murgenthal) eine Textilfabrik betrieben. Gugelmann nutzte in Roggwil die Lage an der 1856 eröffneten Bahnlinie Olten–Bern und an den Wasserläufen des Brunnbachs aus. Wasserkraft war vor der Einführung von Kohle, Elektrizität und Erdöl als Antriebskraft wichtig.



Westanflug Textilwerk Gugelmann, Brunnmatt-Roggwil 1960

Flugaufnahme der Textilwerke Gugelmann, 1960

Der Betrieb in Roggwil wuchs rasch zu einem grossen Unternehmen heran, eingebunden in ein Konglomerat mit weiteren Betrieben in Langenthal (ehemals Stettler & Bangerter, heute Migros Do it + Garden) sowie Bern (Spinnerei Felsenau). In den markanten Industriegebäuden standen bis in die 1970er-Jahre zeitweise über 700 Webstühle und boten Arbeit für bis zu 900 Personen. Die Krise der Schweizer Textilindustrie hinterliess auch in der Brunnmatt tiefe Spuren. Der Familie Gugelmann gelang es nicht, die Fabriken zu retten. 1989 wurde Adrian Gasser beigezogen. Doch dieser konnte lediglich mit dem bereits von Gugelmann eingeleiteten Aufbau einer Logistikdrehscheibe einige Arbeitsplätze erhalten. Auch das 1997 eröffnete Race-Inn ist in einer ehemaligen Gugelmann-Fabrik untergebracht. Ein grosser Teil der Industriegebäude wurde jedoch durch insgesamt zehn Brände zerstört, von denen sechs auf Brandstiftung zurückzuführen waren.

Zeichen und Folge der tiefgreifenden Industrialisierung in Roggwil war auch eine starke Sektion der Gewerkschaft Textil Chemie Papier, nach einem Unterbruch im Ersten Weltkrieg hervorgegangen aus einem 1903 gegründeten Websverein, einer der ersten Organisationen der Textilarbeiterinnen und -arbeiter in der Schweiz.

Weil sowohl die Abteilungen der Firma wie auch die Gewerkschaft eigene Wohnliegenschaften bauten, prägten die Textilwerke Gugelmann die Siedlungsentwicklung Roggwils auch ausserhalb der Brunnmatt direkt nachhaltig mit.

Jürg Rettemund

Jedes Jahr wurden zusammen mit der Firma Schneeberger in Roggwil Informationstage für die Schulen durchgeführt, an denen alle erlernbaren Berufe vorgestellt wurden. Diese Lehrlings-Werbungs-Tage (LWT) wurden nach der Schliessung der Firma an den Schulen der Umgebung schmerhaft vermisst.

Von einer lustigen Geschichte erzählt einer meiner Kollegen. Auch er hatte ein Guthaben für eine Firmen-Wohnung. Nach nicht ganz einem Jahr wurde ihm mitgeteilt, dass in nächster Zeit ein Firmenhaus frei würde, und sie hätten gedacht, dass dies etwas für ihn wäre. Das war ja alles schön und gut, er hatte wohl eine Freundin, aber vom Heiraten hatten sie noch nicht gesprochen. Nach Rücksprache mit seiner Freundin machte er den Vorschlag, einige Zeit einmal alleine in der Wohnung zu leben. Sein Angebot wurde unter dem Vorbehalt angenommen, dass er sich in nächster Zeit zu entscheiden habe, was bei allem Verständnis für die Firma einer genötigten Heirat gleichkam. Diese Firmenwohnungen waren damals sehr gefragt, wobei einige Häuser gewissen Abteilungen vorbehalten waren, was sie für Wohnungssuchende erst recht attraktiv machte. Arbeiter und Angestellte wurden auch beim Erwerb eines Eigenheims unterstützt. Neben diesen Wohnungen gab es auch Baracken für ausländische Familien sowie ein sogenanntes «Mädchenheim», in dem bis zu vierzig ledige ausländische Arbeiterinnen unter Leitung einer Schwester Laura Wohn- und Kochmöglichkeiten bekommen konnten. Dies erleichterte den Personalverantwortlichen das «Anweibeln» von Arbeitskräften im Ausland.

Vom Dessinateur zum Programmierer

Nun möchte ich mich meiner eigentlichen Aufgabe in meinem Beruf als Dessinateur widmen. Der Beruf verlangt neben technischem Verständnis sehr viel Umsetzungs-Möglichkeiten im kreativen Denken. Meine Aufgabe als Jacquard-Dessinateur bestand in der Betreuung von acht Spezial-Webstühlen und deren Gewebe sowie Bemusterung. Indem man Muster umgestaltete, ohne die technischen Einstellungen zu verändern, konnte man Kosten sparen. Es war demzufolge eine wesentliche Arbeit des Dessinateurs, die bestehenden Jacquard-Webstühle in ihrer technischen Struktur möglichst lange zu belassen und mit Kreativität nur die Bemusterung auszubauen. Die Steuerung der Längsfäden erfolgte mit Lochkartenbän-



Die Firma Gugelmann zählte viele langjährige Mitarbeitende. Ein rundes Dienstjubiläum bot jeweils Anlass zu einem Bild mit Arbeitskolleginnen, Arbeitskollegen und Maschine. Die beiden Beispiele stammen aus den Jahren 1964 (links) und 1949 (rechts).

dern, wobei pro Querfaden eine Karte nötig war. Für jedes Loch musste auf einer Patrone ein roter Punkt eingetragen werden. Diese steuerte dann die Kartenlochmaschine, die gestanzten Lochkarten wiederum die Webstühle. Hier etwas zu ändern, war zwar ebenfalls arbeitsintensiv, verursachte aber immer noch deutlich weniger Aufwand, als ein Eingriff an der ganzen Einzelfaden-Vorrichtung, dem sogenannten Harnisch, mit allem Drum und Dran. Es war meine Hauptaufgabe, mit den bestehenden Einstellungen möglichst viele verkäufliche Muster zu gestalten. Ich betreute vor allem die mit grossen Blumen bemusterten Matratzenstoffe sowie die Bettanzüge (Brillantes). Beide waren Spezialitäten von Gugelmann.

Die Dessinatur-Abteilung war eine Schnittstelle zwischen Büro und Websaal. Dass diese Scharnierfunktion nicht immer einfach war, verdeutlicht folgende Episode: Ein Mitarbeiter der Weberei sagte einmal, dass wir in der Dessinatur ja nur zum Vergnügen, nicht aber zum Arbeiten im Geschäft seien. Dieses Vorurteil herrschte natürlich generell gegenüber allen in den Büros Arbeitenden. Wir würden unser Büro also besser im «Faulhorn» (gemeint war das hohe Bürogebäude) ansiedeln, wir wären dort besser platziert! Solche Aussagen ignorierte man besser, sie waren zu meist nicht böse gemeint. Bei meinem Beruf war es einfach nicht möglich, von morgens bis abends am Platz zu sitzen und immer neue Ideen von

sich zu geben. Ideen muss man sammeln und verarbeiten, dies kann vor, nach oder während der Arbeit geschehen. Ideen kommen einem manchmal auch in der Freizeit, ja in den Ferien.

Leider dauerte meine Tätigkeit bei der Firma Gugelmann nur 15 Jahre, denn schon anfangs der 70er Jahre zeichneten sich Veränderungen ab. So wurden wieder alte Pläne für einen Wechsel auf Jersey-Stoffe hervorgeholt, weil aber diese Strickfabrikation ebenfalls Dessinateure brauchte, waren meine Tätigkeiten nie in Frage gestellt. Aber mein Glaube an einen grossen Wandel durch solche Umstrukturierungen war auf dem Tiefpunkt angelangt. Deshalb sah ich mich nach einer anderen Beschäftigung um. Dies wurde mir beim firmeneigenen RZG (Rechenzentrum Gugelmann) ermöglicht, indem ich mich auf den Beruf des Programmierers umschulen lassen konnte. Dass es im Alter von 35 Jahren nicht leicht werden wird, von einem künstlerischen, freien, in einen rein mathematischen Beruf zu wechseln, war mir selber voll bewusst, aber ich musste dadurch mein gewohntes Umfeld nicht verlassen, und das war einen Versuch wert. Mit 62 Jahren liess ich mich pensionieren und geniesse heute meinen Ruhestand in vollen Zügen.

Die Ausstellung

Ich genoss ihn, bis mich eines Tages im Jahr 2012 Colette Grütter vom Kultur- und Museumsverein Roggwil auf die Zeiten bei der Firma Gugelmann ansprach. Sie plante eine grössere Ausstellung im Spycher unter dem Motto «Weisch no». Ihre Spontanität und Offenheit veranlassten mich und noch fünf weitere ehemalige «Gugelmänner», ihr unsere Hilfe zuzusagen. «Weisch no» war für mich wie ein magisches Wort, obwohl der Untergang der stolzen Firma, dem lange Zeit grössten Arbeitgeber in Roggwil, nun doch schon einige Jahre zurückliegt. Nur noch einige markante Gebäude sind als Restkulisse sichtbar. Was eigentlich dazu fehlt, sind die pulsierenden Geräusche der Autos, Velos, Fussgänger und Dampfventile, die damals charakteristisch waren. Die eigentliche Schwierigkeit einer Ausstellung war das Einholen von Informationen, Fotos und Gegenständen, denn es konnte sich erst mit der Zeit zeigen, wie viele ehemalige Mitarbeiter noch am Leben waren.

Bei der ersten Zusammenkunft am 12. April 2013 waren wir sechs Ehemalige:

- Ernst Lüthy, Betriebsleiter der Färberei und deren Labors,
- Sigi Iten, stv. Betriebsleiter der Spinnerei,
- René Bosshard, ebenfalls Spinnerei,
- Toni Rölli, Mitarbeiter der Lagerbetriebe,
- Toni Zimmermann, Betriebsleiter der technischen Abteilungen (Elektriker, Malerei, Schreinerei etc.),
- sowie meine Wenigkeit als Dessinateur.

Markus Zimmermann als Präsident des Kultur- und Museumsvereins half ebenfalls mit. Federführend war Colette Grütter, obschon sie mit der Firma Gugelmann nur weit aussen in Kontakt gekommen war: Ihr hatte als Kind auf dem Schulweg der entgegenkommende, bereits geschilderte Aufmarsch der Fabrikarbeiter einen enormen Eindruck hinterlassen, was denn auch für ihre Idee einer Ausstellung «Weisch no» ausschlaggebend war.

Die kompetente Besetzung unseres Gremiums war ein erster Erfolg für unser Unterfangen, doch sollte sich bestätigen, dass viele ehemalige Wissensträger gestorben oder keiner gedanklichen Äusserungen mehr fähig waren. Colette Grütter hatte jedoch eine sehr gute Idee: Sie besuchte bettlägerige und kranke, ehemalige Mitarbeiter zu Hause, installierte mit ihrem Einverständnis einen Camcorder und liess die Betreffenden über ihre Zeit bei der Firma Gugelmann berichten. Dies ergab insgesamt 22 Interviews, die Aussagen waren teilweise emotional und sehr vielfältig. Ein hundertjähriger Jubilar in Lotzwil konnte auf diese Weise seine Erfahrungen als Weber in der Tuchfabrik Gugelmann in Langenthal einbringen. Voll Stolz erzählte er, wie er 46 Jahre und 10 Monate lang mit dem Velo von Lotzwil nach Langenthal in die damalige Tuchfabrik zur Arbeit geredelt war. Die Schichtarbeit dauerte damals je eine Woche von 5.00 bis 13.30 Uhr und dann von 13.30 bis 22.00 Uhr. Er habe es immer gut gehabt bei der Firma, erzählt er, man müsste halt nicht immer über alles «meckern», er habe auf jeden Fall immer einen guten Lohn erhalten. Zwei der Befragten sagten aus, wie sie um jeden Rappen hatten kämpfen müssen, die eine hat als Spulerin mit 70 Rappen Stundenlohn begonnen, der andere als Weber mit 85 Rappen. Das ist natürlich für unsere heutigen Ohren kaum zu glauben, doch ist dabei zu beachten, dass der damalige Lebensstil stark vom heutigen abwich. Ein Satz stach beim Abhören die-



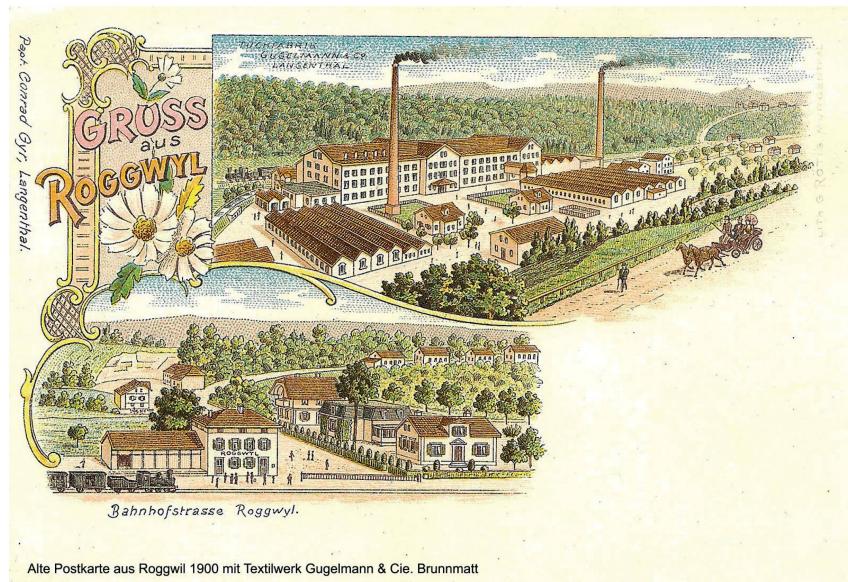
Zu Fuss (Bild links) oder mit dem Velo (Bild rechts) zur Arbeit



ser Videos immer wieder hervor: «Ich musste in die Fabrik, um die Familie finanziell zu unterstützen, ich durfte keinen Beruf erlernen.» Diese Aussage zeigt ganz deutlich, wie in dieser Zeit der eigene Wille zugunsten der Familie zurückstehen musste, dies führte aber auch zu einem grösseren Zusammenhalt. In den geschilderten Jahren ging man auch zu Fuss oder mit dem Velo zur Arbeit, und dies bei Wind und Wetter, die Strassen wurden im Winter auch nicht – oder nur oberflächlich – gepflügt. Eine Strassenbeleuchtung war Luxus und daher nur spärlich – wenn überhaupt – vorhanden. Man behalf sich mit Karbidlampen oder Taschenlampen, bis der Dynamo am Fahrrad die alten Lichtmittel ablöste.

Während dies die einen beschäftigte, sprachen andere lieber von den ehemaligen Pensionierten- oder den Jubiläumsreisen, da wurde auch der Freude Ausdruck gegeben, dass meistens ein Mitglied der Geschäftsleitung teilgenommen hat, und dies wurde hoch gewertet. Eine Frau der jüngeren Generation schilderte, wie sie mit dem «Znuni-Wägelchen» von der Tafelei aus an verschiedenen Haltepunkten ihre Speisen und Süßigkeiten verkaufte. Für sie war es eine Freude, zu sehen, wie aus allen Ecken die Arbeiterinnen und Arbeiter ihre Zwischenverpflegung abholten.

Diese Postkarte «Gruss aus Roggwil» illustriert die Bedeutung der Tuchfabrik Gugelmann für das Dorf.



Diese Interview-Filme waren denn auch ein richtiger Magnet in unserer Ausstellung. Es würde jedoch etwas zu weit führen, die wirklich sehr interessanten Geschichten dieser ehemaligen Mitarbeiter weiter zu schildern. Nachdem wir von Seite der heutigen Familie Gugelmann eine grosszügige Barschaft zu Gunsten unserer Ausstellung zugesprochen erhalten hatten, konnten sich unsere Besucher die Interviews mittels drei neu angeschaffter iPads zu Gemüte führen. Da wir aber auch mit älteren Besuchern rechnen mussten, welche mit der Bedienung dieser Geräte etwas Mühe hätten, konnten die gleichen Filme im oberen Teil des Spychers auf einem Bildschirm angesehen werden. Dank grosszügiger finanzieller Unterstützung und viel persönlichem Engagement konnten wir aus der Ausstellung viel herausholen. So waren unsere sichtbaren Symbole vor dem Spycher zwei alte Velos mit entsprechendem Köfferchen und einer alten Ärztetasche auf dem Gepäckträger. Diese machten auch ausserhalb der Öffnungszeiten darauf aufmerksam, dass dort etwas los war, und versetzten alle Besucher in die alte Zeit zurück.

Bei einem weiteren Zusammentreffen konnten wir ganz allgemein mit den zusammengetragenen Utensilien zufrieden sein. Da waren ein ganzer Stapel von damaligen Firmenzeitschriften «da noi» oder «Bei uns», allerdings eher der neueren Daten, welche uns doch einige Informationen mit Bildern liefern konnten. Ein Problem war die schlechte Qualität vieler Abbildungen, doch mit viel Arbeit am Computer gelangten wir auch hier zu einem zufriedenstellenden Ergebnis: Alle Bilder konnten mindestens in A4-Grösse gezeigt werden.

Nach einer ersten Sondierung des Zusammengetragenen, wie Musterbücher, Barchent-Leintücher oder ganzen Musterkollektionen konnten wir den detaillierten Aufbau der Ausstellung in Angriff nehmen. An dieser Stelle sei allen herzlich gedankt, welche durch Leihgaben mithalfen, unserer Ausstellung zum Erfolg zu verhelfen. Die Daten, Bilder und andere Informationen mussten in einen geordneten Ablauf gebracht und die Platzmöglichkeiten, ja auch mögliche Eventualitäten beachtet werden. Von der Waldschule erhielten wir einen ehemaligen Bauwerkswagen, mit dem wir neben dem Spycher noch mehr Platz schaffen konnten. In diesem konnten wir auch mit einer gemütlichen Sitzecke etwas Behaglichkeit bieten. Bekannt war auch, dass unser Zielpublikum mehrheitlich im gesetzten Alter sein würde, dafür mussten einige Vorkehrungen wie Haltemöglichkeiten ins Auge gefasst und umgesetzt werden.

Die dritte Zusammenkunft zeigte denn auch die Früchte unserer Bemühungen. Trotzdem mussten noch verschiedene Fragen, die sich neu stellten, beantwortet oder direkt umgesetzt werden. So kamen dann die Tage des Aufbaus. Es sollte sich nun zeigen, inwieweit unsere gemachten Überlegungen zutreffend waren, oder ob eine Umstellung sich aufdrängen würde. Eine gewisse Flexibilität war immer wieder einmal gefragt.

Bald kam die Zeit, die Flyer zu versenden, die Plakate zu platzieren. Mit gleichzeitiger Mund-zu-Mund-Propaganda sollte eine effiziente Werbung erreicht werden. Langsam, aber wie gewohnt zeigte sich eine gewisse Anspannung, denn der Tag der Eröffnung unserer Ausstellung kam immer näher. Am 14. Juni 2013, um 13.00 Uhr, war der grosse Tag der Vernissage. Unser Spycher zeigte sich im vollen Glanz, alles war an seinem Ort. Die etwas unsichere Wetterlage zeigte sich bis zum Ende von der besseren Seite. Wir erwarteten alle unsere Gäste, wobei sich eine gewisse Nervosität vor allem wegen unseren Gönner aus der Familie Gugelmann einstellte. Zu unserer Freude durften wir mehr Gäste begrüssen als wir

erwartet hatten. Sechs Personen repräsentierten die Familie Gugelmann, ihre offene Herzlichkeit und die gezeigte Freude übertrug sich auf uns alle, die an der Ausstellung beteiligt waren. Eine Frau Gugelmann reiste sogar speziell wegen unserer Ausstellung aus den USA an. Wie im Flug enteilte die Zeit, und bald zeigte sich alles wieder in der Vergangenheit. An den auf die Vernissage folgenden sieben Samstag- bzw. Sonnagnachmittagen kamen über Erwarten viele Besucher, was uns natürlich sehr freute.

Ich möchte diese Gelegenheit wahrnehmen, allen «Ehemaligen», die am Aufbau der Ausstellung «Weisch no» ihr Wissen einbrachten, herzlich zu danken. Ebenfalls glaube ich, im Namen aller sprechen zu dürfen, wenn ich feststelle, dass diese Zeit mit etwas Wehmut an uns vorbeigegangen ist, wir hatten ein Ziel, und das haben wir mit vereinten Kräften erreicht. Ein ganz besonderer Dank geht an Colette Grütter – ohne sie hätte es dieses Erlebnis gar nie gegeben. Vielen Dank, es war eine schöne Zeit!

Ein Betriebsrundgang 1963

1963, als die Firma Gugelmann ihr 100-jähriges Bestehen feierte, statteten «Ringiers Unterhaltungsblätter», besser bekannt als das «Gelbe Heft», dem Betrieb mit seinen 1650 Angestellten, wovon 300 Fremdarbeitern, einen Besuch ab:

«Vorerst ein paar Zahlen, die vom Ausmass der Werke in Langenthal, aber auch vom Arbeitspotential einen Begriff vermitteln. Täglich rollt ein Tankwagen vor das Kesselhaus, um die 15–20 Tonnen des benötigten Brennstoffes abzuliefern, während sich der Wasserverbrauch pro Tag auf die gleiche Menge beläuft, die die Bevölkerung von Langenthal zusammen verbraucht. Die Tagesproduktion der rund 1000 Webstühle beträgt 35 bis 40 km Stoff, die vor allem im Inland zum Verkauf kommen.

Umspulen, Färben und Trocknen

Der erste Arbeitsvorgang beginnt ausserhalb der Fabrikgebäude, auf dem Bahngleise der SBB, wohin die Wagen mit den 90 bis 100 Garnkisten pro Tag – das sind zirka 3000 000 m Garn – rollen. Auch das zu Stoffen verarbeitete Rohmaterial wird hier zum Versand gebracht, so dass sich die Rohmaterialien und die veredelten Produkte an dieser Stelle kreuzen.

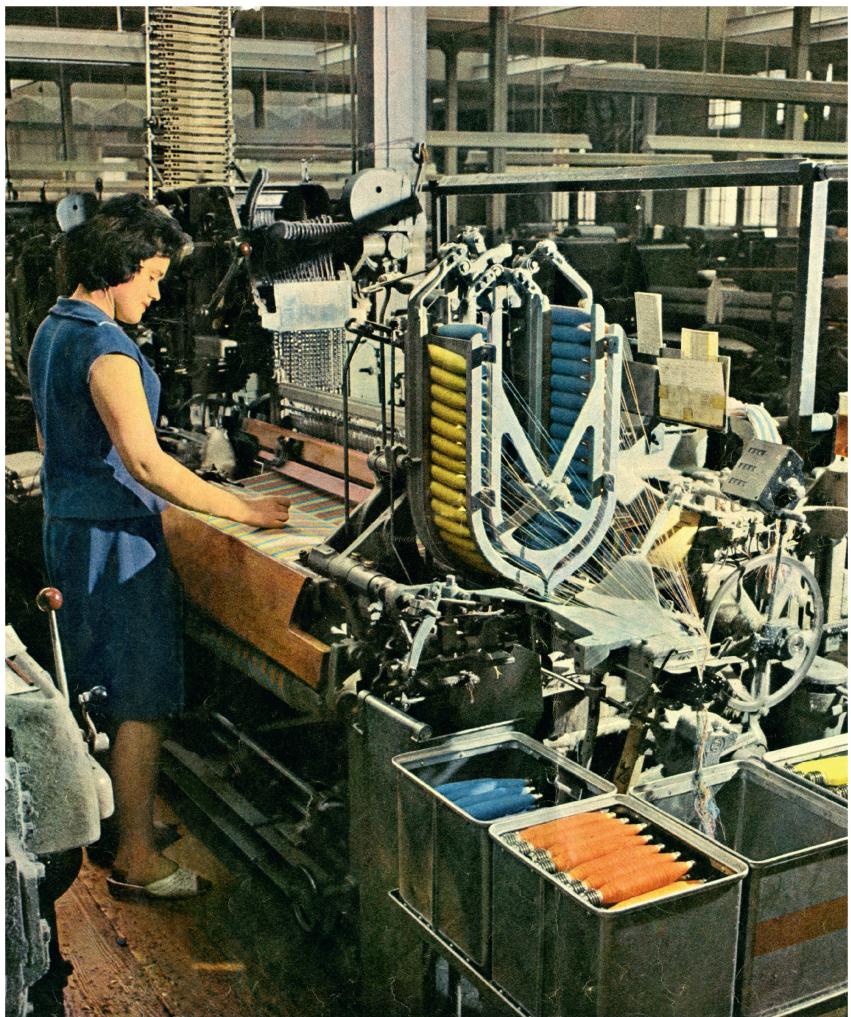
Die von den Spinnereien gelieferten Spulen, in der Fachsprache Spinncope genannt, werden in der Kreuzspulerei auf Konen umgespult und gleichzeitig von Unreinigkeiten befreit, während die zu färbenden Garne auf spezielle Farbhülsen kommen. Der Laienbesucher greift sich in der Färberrei unwillkürlich an den Kragen. In dem riesigen Raum herrscht warme, feuchte Temperatur. Die Färbermeister stehen denn auch mit halb entblößtem Oberkörper an ihrer schwierigen Arbeit. Komplizierte Apparaturen erleichtern dem Fachmann die Kontrolle über die ausladenden Kessel, in denen die Garnspulen, an einem Gestell aufgetürmt, den vorgeschrriebenen Farbton erhalten. Hier leuchtet ein Blau, dort ein Rot, und in der anschliessenden Halle, in der Trocknerei, begegnen wir Spulen in allen möglichen Modefarben.

Fachten und Zwirnen

Dem Zwirnen geht meistens das Fachten voraus, das heisst, zwei oder mehr Fäden werden parallelgelegt und aufgespult, weil gefachtetes Garn einen schöneren Zwirn erzielt. Rrrrrr! rattern die Zwirnmaschinen und machen mit ihrem Lärm die Verständigung mit der Arbeiterin schwierig. Die sich emsig drehenden, gegen hinten sich verjüngenden Reihen von Spulen gestatten auch keinen allzulangen Schwatz. Bald hier, bald dort ist eine Spule leer und wird von flinken Händen ersetzt, während sich die vollgespulten Rollen zu kleinen Türmen stapeln. Grüne und weisse, blaue und weisse, rote und weisse Fäden laufen während unseres Besuches geschwind durcheinander und verbinden sich zu einem zarten Grün, Blau oder Rosa, je nach Wunsch.

Zetteln, Schlichten und Einziehen

Wir verlassen die Zwirnerei, und bald nimmt uns in einem anderen Saal der Anblick einer grossen Maschine sowie einer riesigen Spule gefangen – in der Fachsprache Zettelbaum genannt –, die sich langsam dreht und dabei einen ganzen Strahl verschiedenfarbiger Garne aufwickelt. Eine Arbeiterin steht zwischen dem Zettelbaum und der Kettgarnspulmaschine, und das Garn passiert vor dem Aufwinden ihre ordnenden Hände. Welch farbenprächtiger Anblick! Wir lassen uns erklären, dass dies der Zettel oder, besser gesagt, die Kette sei. Die Zahl der Kettenfäden ist durch Gewebebreite und Dichte der Einstellung bestimmt; die Länge dagegen richtet sich nach der Länge des fertigen Materials. Wir verstehen, dass es



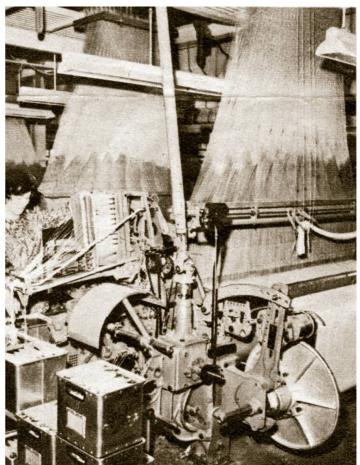
Zwirnmaschine (links oben), Webmaschinen (links Mitte), Nopperei (links unten), einer der gegen 1000 Webstühle (rechts)

wichtig ist, dass die Fäden nicht durcheinander geraten und verkreuzt werden. Noch ist die Kette nicht bereit, um in den Webstuhl eingelegt zu werden. In ihrem jetzigen Zustand vermöchten die Fäden der Beanspruchung im Webstuhl nicht standzuhalten. Die nötige Festigkeit erhalten sie erst durch ein Bad, einen Vorgang, der Schlachten genannt wird. Dieses Bad ist denn auch die Ursache der gewissen Steifheit, die wir an Baumwollstoffen feststellen können. Schon manche Hausfrau mag sich gefragt haben, weshalb der Stoff nach der ersten Wäsche um vieles weicher geworden sei.

Der nächste Arbeitsprozess beendigt endlich die Vorarbeit, die es braucht, dass die Baumwollfäden gewoben werden können. Die Kettenfäden werden in das «Geschirr», in die Schäfte des Webstuhls, eingezogen. Diese Arbeit kann neuerdings ebenfalls automatisch ausgeführt werden. Der Apparat, eine schweizerische Herstellung, wird durch Lochkarten gesteuert.

Endlich im Websaal

Etwas verwirrt von der Vielfalt der Vorbereitungen betreten wir den immensen Websaal. Ein ohrenbetäubender Lärm schlägt uns entgegen, und wir merken bald, dass sich nicht einmal brüllend ein Gespräch führen lässt. Später erklärt man uns, dass es viel besser sei, wenn leise, aber deutlich gesprochen werde, damit die Wörter von den Lippen gelesen werden können. Auf den ersten Blick lassen sich zwei Arten von Webstühlen unterscheiden, und zwar die automatischen sowie die Jacquard-Maschinen. Die Idee zum automatischen Webstuhl gab bereits der Dichter und Pfarrer Dr. Edmund Cartwright, der seine Erfindung im April 1785 patentieren liess. Natürlich sind seither viele geniale Neuerungen gemacht worden, und der moderne Webstuhl ähnelt äußerlich kaum mehr seinem Ururahnen. Stoffe mit fröhlichen Karo- und Streifenmustern leuchten aus dem Maschinenpark heraus. Die Mechanismen arbeiten viel zu schnell, als dass sie in Details vom Auge des Laien erfasst werden könnten. Es würde an dieser Stelle auch zu weit führen, Einzelheiten über den Webevorgang zu schildern. Besonders erwähnt seien dagegen die sogenannten Jacquard-Maschinen, deren geistiger Urheber der Franzose Joseph Marie Jacquard war. Er konstruierte das erste Modell dieser Art 1805. Seither hat keine andere Erfindung die Jacquard-Maschine zu verdrängen vermocht, wurde doch erst durch sie die Möglichkeit geschaffen, automa-



Färben der Spulen (links oben),
Jacquard-Webstühle (links unten),
Labor (rechts oben),
Lochkarten-Stanzmaschine (rechts unten)

tisch figurenreiche, gemusterte Gewebe herzustellen. Wir entdecken in den Jacquard-Maschinen unter anderem drei verschiedene, kontrastreiche Arten von Matratzendrilch, ein apartes, schwarz-weiss geblumtes, schweres Material und weitere Stoffe in zarten Farbtönen. Die in dicken Bündeln vom Obergestell herunterhängenden Lochkarten erregen unsere Neugierde, und wir lassen uns erklären, dass das Anheben der Platinen durch ein kompliziertes Getriebe mit Hilfe dieser Lochkarten geschieht, in welche das Bindungsmuster in Form von Löchern eingeschlagen ist. Für einen Augenschein des Arbeitsvorganges, in dem die Stoffe sanforisiert, mercerisiert oder auch daunendicht gemacht werden, reicht die Zeit nicht mehr aus; denn wir wollen nun auch einen kurzen Rundgang durch die Nopperei unternehmen. Hier wird, bevor das Tuch in den Handel kommt, eine letzte Kontrolle vorgenommen. Vor den wachsamen Augen geübter Arbeiterinnen rollt der Stoff nach unten. Alle Fehler, wie Kettfadenbrüche, Über- und Unterschüsse, Nester, Schmutz- und Ölflecke werden entdeckt und ausgemerzt. Über das weitere Schicksal des fertigen Stoffballens entscheidet der Tuchhändler und schliesslich die Käuferinnen und Käufer. Vielleicht denken wir daran, wenn wir das nächstmal ein Stück Kölsch für neue Küchenfenstervorhänge, ein rosa Leintuch, eine Überhose oder gar ein kostbares Material für das neue Abendkleid kaufen, wie viele Hände und Köpfe daran gearbeitet haben, bis wir uns an einem schönen Stück Baumwollstoff erfreuen können.»